



Der Freimuthige

Freitag,

— ober —

den 21. Juny.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Die Fremden.

(Fortsetzung der Quartalkur.)

Die Geschichte des jungen Willenberg machte in der ganzen Kunde mehr Aufsehen, als sie vielleicht verdiente. Unter andern erhielt ich aus der benachbarten Handelsstadt über der Gränze ein Einladungs schreiben, zu dem Banquier Lenz zu kommen, um an ihm eine gleiche Operation vorzunehmen. Der Mann war der reichste Kaufmann in der ganzen Stadt, die manchen Millionär zählte; man sicherte mir im Voraus zu, was ich nur verlangen würde, wenn ich die Operation glücklich vollende.

Ich bat den Commandanten um die Erlaubniß, hinfahren zu dürfen. Er schlug sie mir ab. „Ohne höhere Zustimmung darf ich Dich des Arrestes nicht entlassen, und diese Anfrage nicht zu thun, habe ich Gründe. Aber darum will ich Deinem Glücke nicht hinderlich seyn. Will der Mann wieder sehen, so kann er zu Dir kommen. Wir haben Platz im Hause genug, ihn und ein Paar Personen zu seiner Pflege aufzunehmen. Du brauchst ihn nicht zu sagen, daß Du hier Gefangenener bist. Ich werde bei unsern Leuten hier dafür sorgen, daß diese es nicht ausplaudern. Denn

dann will er nur wissen, warum, und dergleichen Nachfragen liebe ich nicht. Ich werde ihm schreiben, Du seiest hier angestellt, dürdest Deinen Posten nicht verlassen, und könntest darum nicht zu ihm. Wollte er aber zu Dir, so würde er uns mit denen, die er zu seiner Wartung mitbringe, willkommen sehn.“

Der Banquier kam. Mit ihm sein Sohn, ein junger wohlgebildeter Mann, und seine Tochter, ein allerliebstes Naturkind von sechszehn Jahren. Der Empfang der Alten war gegenseitig so herzlich, als konnten sie sich Jahre lang. Unter uns viereu hingegen machte er eine ganz verkehrte Wirkung. Der junge Lenz begegnete Sophien mit einer auffallenden Huldigung. Es war der erste junge Mann, der ihr die feinsten Schmeicheleien in das Gesicht sagte, der alles aufbot, um ihr Wohlwollen zu erwerben. Mein altes Kaster, die Eifersucht, die hier unter den Klapperbeinen meiner alten Lebensgefährten gar keinen Spielraum gehabt hatte, erwachte mit Riesenkraft aus ihrem langen Schlummer. In der ersten Stunde ihres Besammentreffens sagte mir mein Vorgesäht deutlich, daß der junge Millionär ohne Sophien vom Grausenstein nicht gehen werde. Sophie mit all ihrer Gediegenheit, mit — meine Eitelkeit für Kerec mir das Wort laut in das Ohr — mit aller

Anhänglichkeit an mich, hörte die gewandte Hebe des jungen artigen Mannes gern. Ich stand mit geballten Fäusten, auf dem Rücken zusammengekrampft, und sah dem Umwehen ihrer galanten Unterhaltung mit einem stillen Ingehem zu, der mir das Herz zerschneit. Die Alte sah aber den Theatralisch mich an, mein Blick bezognete dem ihrigen, sie schleuderte ihn schnell in die Zuckerdose. Ich lächelte bitter-gifrig.

Der junge Lenz bemerkte den Flügel, er ersuchte Sophien, sich hören zu lassen, und als er unter ihren Noten blätterte, und sah, daß sie Musikkalien mit Begleitung einer Fidele und einer Violine hatte, und hörte, daß ich die Violine spielte, eilte er in sein Zimmer, um seine Fidele zu holen. Er vertheilte schnell die Noten, nahm die Violine vom Flügel, und ersuchte mich mit recht bescheidener Artigkeit, ihnen zu accompagniren. Die Violine hatte, wie gewöhnlich bei dergleichen Piecen, die zweite Stimme. Die zufällige Allegorie überraschte mich. „Ich spiele nicht gern die zweite Stimme,“ sagte ich etwas rauch, und legte die Violine nieder. Der junge Mann schien eine Antwort auf meine Derbheit zwischen den Lippen zu haben, allein er schloeg. Ich sollte ja seinem Vater das Gesicht wieder geben. Sophie stand feuerroth vom Flügel auf, und eilte unter einem Verwande zum Zimmer hinaus. Ich freute mich, daß sie geföhlt zu haben schien, was ich sagen wollte; aber ich ärgerte, ich schämte mich doch über meine Raschheit. Der junge Städter hatte das Recht, mir alle Lebensartigkeit abzusprechen.

Nach einer langen Weile, die ich im Fensterbogen zugebracht hatte, um mich zu sammeln, setzte ich mich still in die Nähe des Banquiers, um sein Auge zu beobachten. Fortchen, das vorher lange mit mir geplaudert hatte, bemerkte es. Sie salzte, unbewußt ihrer selbst, die Hände, und las mit Federangst das Urtheil aus meinem Gesichte. Ich setzte mich kurz darauf wieder in das Dogenfenster. Sie kam zu mir, stellte sich vor mich hin, zog meine Hand an ihr klopfendes Herz, und fragte: „Haben Sie Hoffnung? Ach Sie glauben nicht, wie seelig Sie uns machen würden. Wäterchen ist so gut, so unaussprechlich gut, und er ist alle Tage so traurig, daß er nicht sehen kann. Ach lieber, besser Herr Doktor, ich gäbe Ihnen — es schickt sich zwar nicht, daß ich das sage, aber ich kann mir nicht helfen, — ich gäbe Ihnen tausend Küsse, wenn Wäterchen wieder sehen kann. Sprechen Sie, haben Sie Hoffnung?“

„Geben Sie mir auch einen auf Abschlag?“
 „Wenn Sie mir ein bißchen Hoffnung geben können, ja! recht gern.“

Ich umschlang das lindliche holde Mädchen, von der Gesellschaft ungesehen, und küßte ihre frischen Lippen. In demselben Augenblick öffnete Sophie die Thüre; sie drückte sie schnell wieder zu, und verschwand.

Es that mir wohl, daß mich der Zufall gerächt hatte; aber jetzt erst fing ich an, der Zukunft entgegen zu zittern; denn sie hatte nun ein halbes Recht, mir zu vergelten.

Mein Patient rief mich jetzt zu sich. Er sprach mit vieler Nahrung über seinen Zustand. Er flehte mich um Hälfte an. Er erbot sich, hier vor Zeugen die Summe, die ich verlangen würde, schriftlich mir zu versichern. „Oh!“ fiel Fortchen ihm ins Wort, „versprich nicht zu viel, Wäterchen, denn ich habe mit dem Herrn schon den Handel abgemacht. Ich habe ihm tausend Küsse versprochen, und einer ist schon auf Abschlag gezahlt.“

Alle lachten. Ich erstobete über die Heimsüchtheit, mit der ich des Mädchens süßen Kuß gestohlen hatte, und der Vater legte das schuldlose Kind schmeichelnd an seine Brust.

Die Fremden daten, heute Abend auf ihrem Zimmer speisen zu dürfen. Uns, d. h. den Alten, den Lieutenant und mich, ersuchte die Commandantinn, in Sophiens Stube zu essen, weil Sophie nicht wohl sey, und sie das Mädchen nicht gern allein lassen wollte.

Sophie lag auf dem Sopha. Sie hatte verweinte Augen.

„Nun, Herr Doktor,“ räusperte mir der Lieutenant zu, „machen Sie unsere Wamsell gesund, sonst nennen wir Sie alle einen Stümper.“

Ich benahm mich, wie ein Mensch vor seinem Gewissen. Ich benahm mich linksisch. Ich bat mit ihre Hand aus, um an den Puls zu fühlen. „Es wird wol vorübergehen,“ sagte sie sanft und verweigerte mir die Hand.

Die Unterhaltung über die Fremden füllte unsern Abend. Sophie sprach gar nicht. Der junge Lenz hatte allgemein gefallen. Fortchen war in Aller Augen ein liebenswürdiges Kind. Am Ende plakte der Lieutenant heraus: „wenn ich mir das Alles so recht überlege; so sehe ich — ja bei allen Teufeln, so sehe ich eine Doppelmariage aus der Operation erwachsen.“ (Sophie wendete sich bei den Worten mit dem Gesicht nach der Wand zu.) Der junge Herr Lenz schien unsere Wamsell so

phie auf das Korn gefaßt zu haben, und hören Sie, liebe Mamsell Sophie, den schlagen Sie nicht aus; das Männechen hat eine Million runde Thaler. Und das hübsche Teufelchen, das Lottchen, da dürfen Sie nur zugreifen, Herr Heinrich, die giebt Ihnen der Vater, wenn die Operation gelingt; und gut ist Ihnen das Mädchen; sie hat ja kein Auge von Ihnen verwendet. Von Familie ist sie zwar nicht; aber so ein Goldkind mit so einem grausamen Vermögen! Herr, ich bin ein alter Narr, und in unserer Familie ist noch kein Querbalken; aber bei allen Teufeln, da griff ich selber zu.“

Ein lang verhaltenes Schluchzen preßte sich gewaltsam aus Sophiens Brust.

„Was ist Dir?“ frugen die Alten bestürzt. „Entsetzliche Zahnschmerzen,“ antwortete Sophie, und schloß den Mund, um den ganzen Abend zu schweigen.

Wie quoll der Dissen im Munde.

Als nach dem Essen der Lieutenant gegangen war und die Alten im Gespräch so begriffen waren, daß ich mich von ihnen unbemerkt glaubte, schlich ich mich hinter ihrem Rücken leise an das Sopha, bog mich zu Sophien über, und flüsterle, in der Todesangst meines Herzens, ihr ins Ohr, „ich operire den Banquier nicht.“

Wir gingen. Auf unsere gute Nacht, die wir Sophien wünschten, antwortete sie nicht.

„Sie ist eingeschlummert,“ sagte die Commandantinn, und leuchtete mir die Treppe hinunter.

Ich konnte nicht schlafen. Sophie liebte mich. Sie hatte ihr Herz laut verrathen. Der schmerzliche Anblick, Lottchen in meinen Armen zu sehen, brachte sie um den ganzen Abend gebracht; „vielleicht um das Leben,“ flüsterle mir meine Angst zu. Sie lag auf dem Sopha so sonderbar; sie gab kein Zeichen, als ich ihr das Heimliche in das Ohr saate, sie dankte nicht, als wir ihr gute Nacht wünschten, es war mir jezt, als ob sie gar nicht geschmerzt hätte. Ich konnte nicht länger im Zimmer bleiben; ich mußte noch einmal zu ihr hinauf, und nahm etwas niederschlagendes Pulver mit.

Vor ihrer Thüre begegnete mir Lottchen in einem Negligé, das alle ihre Reize verrieth. „Sie kommen mir wie gerufen, mein lieber Herr Heinrich!“ sagte sie laut und freundlich.

Ich hätte ihr die Hand auf den kleinen rosenen Mund legen mögen. „Väterchen kann nicht schlafen. Er ist von der Reise ein wenig anger-

griffen. Da wollte ich jemand suchen, der Sie bäte, ihm etwas zur Beruhigung zu schicken. Cremor Tartari heißt ja wol das Zeug?“

„Ich vermutete dies,“ sagte ich in der Ueberraschung, „und kam eben, um Ihrem Vater dies Pulver zu bringen.“

„Allerliebster Herr Heinrich, das ist eine Lüge. Die hübsche Mamsell hier im Hause, höre ich, ist krank. Hier auf dem Flur ist die Thüre ihres Zimmers; ihr wollten Sie das Pulver bringen.“

Ich lachte, und um die kleine Gurli zum Schweigen zu bringen, umfaßte ich sie. Der schwarze seidene Matin flog auseinander; ich drückte hundert glühende Küsse auf die Lippen, auf den blendenden Hals, auf die runde volle Achsel.

„Sie fassen mich ja todt!“ schrie sie schäkernnd, „das geht wol auf die versprochenen Tausend?“ Sie wand sich mir aus den Armen, und lief in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte so laut gesprochen, daß, wenn Sophie noch lebte, diese jedes Wort gehört haben mußte. Ich hätte um keinen Preis jezt zu ihr gehen können. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gräblyberg in Schlesien.

Die treffliche Malwetterung dieses Jahres verführte uns, zeitiger, als andere Jahre, einen kleinen Ausflug nach unserm schönen Gebirgsgegenden zu machen. Wir wählten dazu, der Nähe wegen, den Gräblyberg, und sind von dieser Wanderung, vollkommen befriedigt, wieder in unsere Heimath zurückgekehrt.

Die erste Zagerreise ging bis Gnadenberg, eine Tochter-Kolonie der bekannten Herrenhuter-Gemeinde. Wir besahen den nächsten Morgen die wenigen Merkwürdigkeiten dieses kleinen gemüthlichen Ortes, und langten gegen Mittag am Gräblyberge an. Schon von fern winkten einem die prächtigen alten Ruinen desselben freundlich entgegen. Ein bequemer, ziemlich breiter Weg, der auch sehrbar ist, windet sich durch liebliches junges Gesträuch um den Berg, und verhält sich, wie die reizende Aussicht, die den fühlenden Wanderer oben erwartet. Nur wenige unter den vielen und mannichfaltigen Standpunkten der schönen Gegenden Schlesiens, bieten wol ein Panoramas, von größerem Reichthum und mehrerer

Lieblichkeit dar. Die Höhe des Standpunktes ist eben recht, um eine weite gedehnte Uebersicht eines sehr großen fruchtbaren Theils von Schlesien, in den mannichfaltigsten Mäandern, zu genießen, ohne durch die allzu große Höhe das einzelne Malerische der Landschaft zu verlieren. Nur von der einen Seite wird der Gesichtskreis durch den hohen weiten Kranz der Sudeten, und deren nähern grünen Vorgebirge, begrenzt. Allen durch eben diesen Kontrast wird der Reiz der entgegengesetzten Landschaft ungemein gehoben. Gleichsam *metell* im Schooße der Natur breitet sich hier eine deutliche, Landartenähnliche Aussicht den bezaubernden Blicken dar. Deutlich liegen die Städte Haynau, Liegnitz und Goldberg, in malerischen Abfaltungen, vor uns. Gegenüber der Spitzberg und rund um eine Menge Thurm spitzen, wovon die entfernteren selbst dem äppigen Breslau angehören sollten. In einem alten, weiten und hohen Gewölbe, mit alten Gemälden geziert, verzeheten wir unser frugales Mittagmahl. Dieses Gewölbe wird der Nitteraal genannt, und ist in einem großen edlen Styl erbaut. Die Höfe sind weitläufig, die Thorwege mächtig groß und die festen Mauern aus großen schwarzen Basaltmassen zusammengesetzt, als den Hauptbestandtheilen dieses und der umliegenden Berge. Nachdem wir uns hinlänglich an die milden entzückenden Aussicht gelabt, flogen wir einen steilern und kürzern Weg herab, bei der Kirche und dem schönen Kirchhofe der Gräbigerger vorbei, und erreichten, eben als die Schatten der Nacht die milde Abenddämmerung zu verdrängen angingen, das freundliche Löwenberg.

— 2.

Tagesbegebenheiten.

Breslau, den 26ten May 1811.

Der Königl. Kommetzklub, Herr Schwarz, hat hier im Laufe des ehemaligen Intellekt. Kollegii ein Konzept gegeben, und durch seine Bereitwilligkeit auf dem Jagort den Beifall aller Kunstfreunde und Musikkenner erworben. Eine besondere Aufforderung veranlaßt ihn, in den Zwischenakten zweier Vorstellungen im Schauspielhause am 26ten d. M. Variationen von Doniz, und ein Jagort. Konzept von Libetta, vorzutragen. Seine Kunst ge-

währe einen schönen Genuß; man bewunderte die Gewandtheit, die Reizbarkeit, die Präzision und Kraft, mit welcher er sein Instrument behandelte und ihm die holden Töne entlockte. So wie sein Talent, so verschaffte ihm auch sein Aufopferungswille die Achtung des Publikum.

Am 26ten trat Dramatische Franz als Nucha im Oprett auf. Lange haben wir eine so gute Aufführung dieser Oper, und vielleicht noch nie eine so hohe Würde gesehen. Dem Franz sang mit hoher Reinheit, mit feiner Harmonie und Natur, mit allgemein ansprechender Lieblichkeit. In voller Klarheit zeigte sie die vorzügliche Composition, und die Einfachheit, womit sie alle behandelt, womit sie das schön Leben veranschaulicht und es zum Ideal erhebt, dieses mehr, als alle 5 so gründliche Stillen durch Besondere und Halben nach Effect, ihre Kenntnisse in der Musik, ihr inniges Vertrauen in die Kunst. Hinreichend schön sang sie jede Partien. Schiller's Wort:

„Aber die Seele spricht nur Polydomnia aus“

war der Ausdruck des Refrenten, nach allem, was er hier von Dem. Franz hörte. Am meisten rührte ihn das Duett mit Nucha, die erste Arie, das schöne Duett mit Nucha im 2ten Akt. Die von Nucha (ist so unbedeutend gezeichnete Stelle, wo Nucha den Nucha des Berges bedrängt, sang sie und hörte sie so empfunden, so geliebt, daß man wol in Zweifel sein dürfte, genau zu bestimmen, ob Nucha oder Nucha hier das Nuchendern gewesen. Nicht minder mußte man diese Stellen im 2ten Akt bewundern, wo sie gefühlet, lieblich Nucha mit dem so feinen trefflichen Nucha in hoher Einheit erschien. Das Nuchendern der Welt durch Nucha, Gesticulation und Rede, durch Mäandern und Entwidlung jeder Situation und durch Declamation, bewies ein immer aufmerksames Nuchendern nach der höhern Bestimmung des Kunstgenusses. Nuchendern, allgemein, gleichsam Erguß eines Nuchendens war der Beifall, und es verließ sich von selbst, daß der Preis des Nuchendens eben so lobend erfolgte — ein Preis von zu geringem Gewicht für eine Kunstleistung, wie diese!

Der Preis der Nuchendern zeigte sich bei vielen bedienbar. Besonders glänzte Hr. Häser als Nucha, und Nucha. Nucha hat sang Nuchendern Partien, besonders die erste Arie, recht brav. Nuchendern sie auch ihre Darstellung auf, so wird sie einst sehr interessant werden.

Am 26ten sahen wir Dem. Franz als Nuchendern. Nuchendern, Lieblichkeit und Nuchendern waren es, wodurch sie hier im Nuchendern gefiel, und sie erschlacken sich eben so in Einheit des Nuchendens mit der Darstellung, wie in der Nuchendern. Die Nuchendern, wo Nuchendern sich Nuchendern will, war die gelungenste, und die mit Nuchendern die rührendste. Nach nach dieser Vorstellung wurde die Nuchendern ein Nuchendern hervorgetrieben.

Sie wird, wie es heißt, noch als Emmeline, als Nuchendern auftreten. Mit Recht kann man ihr zuwenden:

„Das Schöne eine, das Gute bindet fest —
Und was vereint der Schönheit Nuchendern.
Das kann sich nie verlieren — nie vergehen.“

Kopf.